

IV. Kolonialwirtschaftliches.

1. Freuden und Leiden junger Ansiedler überm Meer.

Von Prof. E. N. Fabarius.
Aus „Daheim“, Nr. 29 und 30 1911.

Die fernen, fremden Länder — und von Jahr zu Jahr mehr die deutschen Kolonien — das ist's, worauf in weiten Kreisen unseres Volkes die Jugend zumal ihr Auge richtet. Wohl sind wir im letzten Jahre reicher geworden, und geschäftiges Leben regt sich allenthalben im deutschen Land, — kräftiger, vielgestaltiger, als wohl in irgendeinem anderen. Da tut's nicht mehr not, daß der Deutsche mit ärmlichem Neide, kümmerlicher Sorge oder wilder Hoffnung hinüber schaut nach dem gelobten Lande Amerika, und in der breiten Masse besteht darum zur Zeit nur noch schwache Neigung zur Auswanderung. Aber umso lebhafter wird in der gebildeten Mittel- und Oberschicht unseres Volkes die Frage nach der wirtschaftlichen Entwicklung der überseeischen Länder und zumal auch der Kolonien aufgeworfen. Bei der allgemeinen Ueberfüllung der oberen Berufsstände und bei den immer noch wachsenden übertriebenen Ansprüchen an das rein theoretische Lernen und Wissen sehnt sich ein großer Teil der gebildeten Jugend doppelt stark nach vorwiegend praktischer Berufstätigkeit. Die Welt da draußen, die Kolonien, scheinen dafür gerade das rechte Feld zu sein! Vermischt sich auch unvermeidlich in solche Gedanken und solch Streben manch abenteuerliche, ungare und vielleicht sogar phantastische Idee hinein, — ein gesunder, lebensfrischer, tatkräftiger Zug bildet doch den wertvollsten Grund und Kern dieser kolonialen Lebenspläne.

Freilich der Wege hinein in diese Arbeit sind mancherlei, und doch wieder nur wenige, die dem Suchenden und Hoffenden eine auch nur vergleichsweise ähnlich geordnete und gesicherte Lehr- und Laufbahn vor Augen stellen, wie das bei allen heimischen Berufen in unserer, in mancher Beziehung mitunter fast chinesenhaft festgefühten Sozialordnung der Fall ist. So folgt z. B. den Spuren unserer Soldaten, Kaufleute, Missionare und Pflanzer und zieht hinaus nach Südwestafrika manch junger Bursch, um drüben frischweg bei einem bekannten Farmer als Lehrling oder „Volontär“, wie es feiner heißt, sich einzuarbeiten in die neuen Verhältnisse. Demgegenüber erscheint vielleicht manchem der andere Weg einer längeren Vorbereitung für den Beruf des Kolonialwirts oder Farmers, der Weg einer mehrjährigen, praktischen landwirtschaftlichen und technischen Lehrzeit daheim, ergänzt durch ernste Studien, wie sie heutzutage bei jedem einigermaßen gebildeten, intelligenten Landwirt in Deutschland für selbstverständlich gehalten werden, — als ein unnützer Weg, als Zeit- und Geldverschwendung. Aber diesen Weg sind seit mehr als zehn Jahren viele junge deutsche Männer gegangen, — das sind die W i k e n h ä u s e r K o l o n i a l s c h ü l e r.

Wir wollen den Streit der Meinungen über das Bessere des einen oder anderen Weges auf sich beruhen lassen; statt dessen mögen einige Erfahrungen und Tatsachen reden. Denn besser als durch den Streit der subjektiven Meinungen gewinnen wir ein Urteil an der Hand von Bildern über das rege Schaffen und Arbeiten solcher jungen gebildeten Kulturpioniere, wie ich drüben manch einen im letzten Sommer selbst angetroffen habe, in seiner praktischen Wirksamkeit als selbständiger Farmer oder Farmgehilfe.

In erster Linie bewahrheitet da sich wieder die alte Erfahrung: „Aller Anfang ist schwer.“ Jeder, der als Neuling ins Land kommt, und brächte er auch noch so viel Tatkraft, Leistungsfähigkeit, praktische Tüchtigkeit, geistige Frische und vielseitige Kenntnisse mit, — muß zunächst anfangen, neu zu lernen. Darum tritt der Beständige zuerst als Gehilfe ein bei einem erfahrenen, schon länger ansässigen Farmer. Für Kolonialschüler ist es leicht, in solcher Stellung anzukommen, da die alten Kameraden stets hilfsbereit und freudig dem jungen Nachwuchs Aufnahme gewähren. Die Frage, ob es sich nicht vielmehr empfehle, drüben selbst eine Farmerchule zu gründen oder die bereits von Anfang an geplante südwestafrikanische Filiale der Kolonialschule zu errichten, ist damit zunächst durch die praktische Entwicklung ausreichend gelöst, jedenfalls auch besser und wirksamer, als durch einen außerordentlich kostspieligen und mit vielen Schwierigkeiten pädagogischer und wirtschaftlicher Art verknüpften Versuch, die amerikanischen „Agriculture-Colleges“ in ein noch so wenig besiedeltes Land zu verpflanzen. (Selbst Argentinien besitzt deren noch keine.)

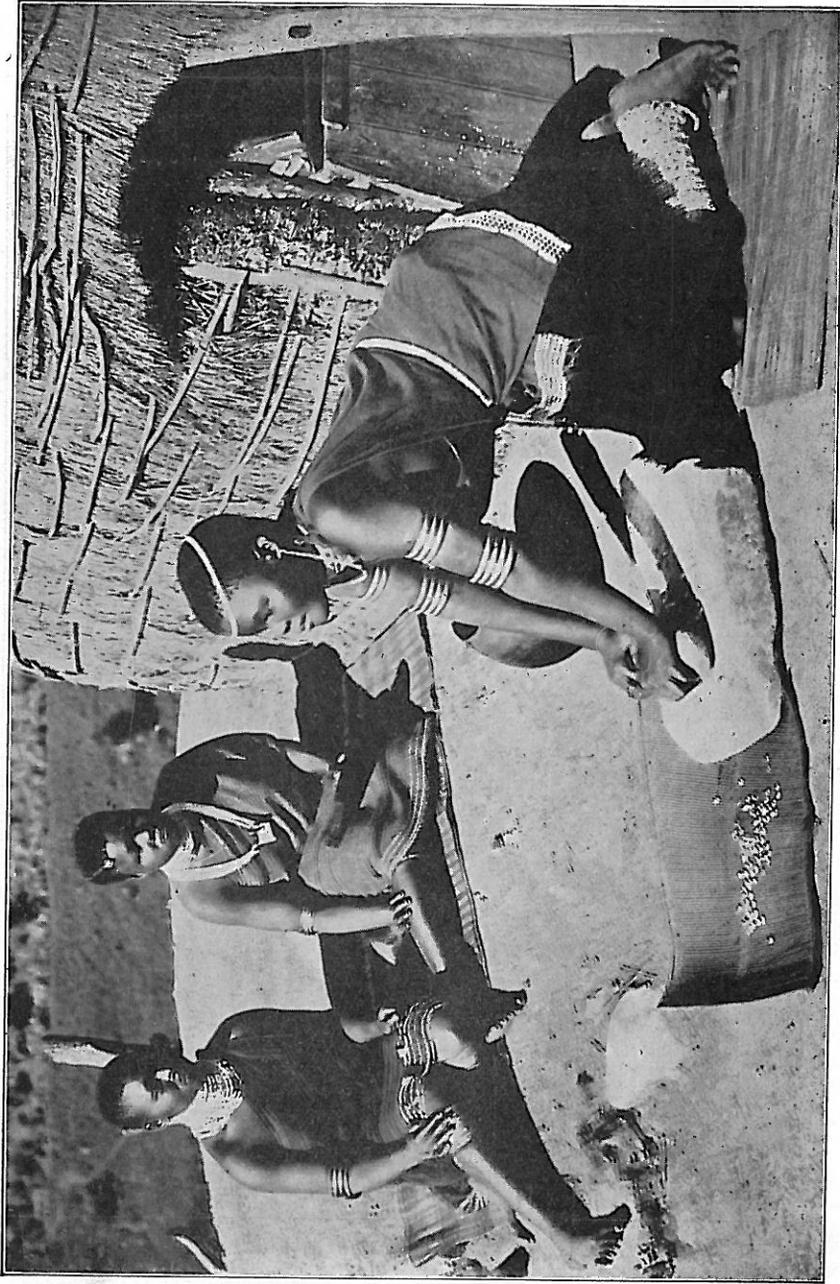
Wie ergeht's nun dem jungen Farmerlehrling? Da ist zunächst alles so ganz anders wie zu Hause, und doch hilft ihm auch das kleinste Gut, das er als Heimatsgut mitbringt, das unscheinbare oft am meisten und der väterlich gespickte Geldbeutel häufig am wenigsten. „Green money is not good,“ hieß es bei dem amerikanischen Siedler des Westens, und „Heimatsgeld taugt nicht“, sagt der deutsche Ansiedler in Südbrasilien. Aber im täglichen Verkehr und unter kundiger Leitung seines „Baas“ lernt er doch in kurzer Frist das Wichtigste an Land und Leuten, zumal aber an der Viehhaltung kennen, lernt achten zumal auf die wertvollen Muttertiere und deren Nachzucht, merkt, wie man mit den Eingeborenen umzugehen hat, oder worauf es „auf der Pad“ ankommt, wenn es gilt, mit dem Ochsenwagen tagelang unterwegs zu sein, um aus der nächsten größeren städtischen Ansiedlung „Kost“, Lebensmittel, Baustoffe, Werkzeuge und — die ersohnte Heimatspost zu holen. Auch die Sorge um den Garten, d. h. die berieselbaren, kleineren Ländereien, in denen Tabak, Gemüse, insonderheit Tomaten, Salat und womöglich Wein und sonstiges Obst gezogen wird, fällt als verantwortungsvoller Auftrag gar bald dem Gehilfen zu, namentlich da, wo die Hausfrau auf der Farm noch fehlt.

Doch meist sehr schnell regt sich dann bei dem angehenden Kulturpionier der sehnsüchtige Gedanke nach eigener Selbständigkeit.

Abends beim Lampenschein oder auf der Veranda hört er die Erzählungen des alten Kameraden, wie der angefangen und sich im mühsamen, bescheidenen Ringen, bald mit betrüblichem Rückschlag, bald mit unverhoffter Glücksfügung seinen Besitz errungen hat. Oder am glimmenden Lagerfeuer auf der Pad, beim flimmernden, strahlenden Sternenschein der afrikanischen Nächte ziehen die Gedanken zurück in die Ferne daheim, und die Erinnerung an die Pläne und Hoffnungen, mit denen er ausgezogen ist, legen dem jungen Kolonialwirtschaftler die Frage nahe, wie lange es wohl noch dauert, bis er selbst an das Ziel seiner Wünsche kommt, im eigenen Heim zu hausen, auf eigener Scholle zu arbeiten. Sein Selbstvertrauen, das Verlassen auf die eigene Kraft, hat in der Lehrlingstätigkeit allmählich eine große Stärkung erfahren, denn er hat gelernt, ihm überwiesene Arbeiten gut und rasch zu erledigen. Daneben aber überkommt auch ihn, wie die meisten Leute draußen, die sich an die Weiträumigkeit des Landes schnell gewöhnen, die große, ängstliche Sorge, daß die guten Plätze immer seltener werden und daß man schnell zugreifen müsse, wenn man nachher nicht nur auf minderwertiges Land angewiesen sein wolle, eine Sorge, die stets eine wichtige Rolle spielt in neuen Siedlungsgebieten, deren innerster Kern aber, so verständlich sie ist, durch die Geschichte der Erschließung solcher Länder, mindestens für die ersten Menschenalter, immer wieder als unnötig sich erwiesen hat.

Endlich aber kommt doch einmal der „große Tag“, wo der junge Pionier auszieht, um sich einen guten Platz zu suchen, nachdem er schon hie und da durch Freundesrat, Anpreisung, fremde und eigene Beobachtung sich schlüssig geworden ist über die Gegend, die am ehesten seinen Wünschen nach selbständiger Farmarbeit zu entsprechen scheint. Freilich noch mancherlei Enttäuschung harret dann seiner. Vor allen Dingen ist oft gerade der am meisten erwünschte Platz bereits kurz vorher von einem andern besetzt und bei der Regierung zum Kauf beantragt worden. Oder bei näherer Untersuchung stellt sich heraus, daß die Wasser-, die Leuteverhältnisse den erwarteten Hoffnungen da nicht entsprechen. Dann heißt es eben weiterziehen und oft in wochenlanger Fahrt mit dem Ochsenwagen das Land zu durchqueren und durchkreuzen. Umso größer ist dann die Freude, wenn endlich eine Stätte gefunden ist, die möglichst viele der gewünschten Vorzüge in sich vereinigt — und noch frei ist! Schnell wird der Kauf beantragt, und sobald man den Kaufvertrag von der Regierung oder auch einer der im Lande vorhandenen Landgesellschaften in der Hand hat, geht es an die eigentliche Arbeit.

Mit Hilfe des bisherigen Baas und alter befreundeter Kameraden rüstet man den Einzug. Das wichtigste ist die Sorge für einen Stamm Groß- und Kleinvieh, namentlich guter Röhhe. Zehn bis dreißig Stück werden, je nach Vermögen, zunächst beschafft, sei es von einem der Regierungsposten, namentlich Neudamm, sei es von einem Großfarmer, der durch seine Züchtungserfolge bereits



Zulufrauen Mais mahlend.



Botaniapalmen im Botanischen Garten in Buitenzorg auf Java

einen Namen gemacht hat. Dazu das nötige Kleinvieh, womöglich auch gleich hundert bis zweihundert Stück. Und dann geht der Zug hinaus in die Steppe, mit allem Hab und Gut beweglicher Art, voran der vollgepackte Ochsenwagen, auf dem sich in mächtigen Kisten allerhand Lebensmittel, zumal Werkzeuge und Geräte, vielleicht auch gleich ein Lattenverschal mit einem Stamm Hühner befinden. (Gespann sechzehn bis achtzehn Treckochsen). Zur Seite reitet der junge Farmer, der mit stolzem Blick die kleine Karawane seiner Güter überschaut. Ist die Fahrt weit bis zum Ziel, dann teilt er seinen ganzen Troß, um unterwegs an den kargen Wasserstellen keine Schwierigkeiten mit dem Tränken zu haben. Zuerst zieht der Ochsenwagen mit der Hauptfracht voraus und in seinem Schutze die Herde des Kleinviehes, unter der sicheren, zuverlässigen Führung eines hilfreichen Freundes. Einige Tage später folgt, unter Aufsicht des Herren selbst, das wertvolle Großvieh mit einer kleinen Schar von Eingeborenen, die nachher als Hirten und Arbeiter auf der Farm beschäftigt werden sollen. Mit freudigem Aufatmen begrüßt es endlich der junge Kulturpionier, wenn nach diesen langen, mühseligen und oft recht anstrengenden Vorbereitungen alles zur Stelle ist. Nun aber folgt der zweite, nicht minder wichtige und schwierige Teil seiner Aufgabe.

In möglichster Nähe der Wasserstelle, wenn zugänglich, unter einer kleinen Baumgruppe, wird das vorläufige Lager aufgeschlagen. Selten findet sich da der Luxus eines Zeltes, es geht auch einfacher. An den mächtig überragenden Nestern alter Dornbäume, deren knorriger Wuchs, aus der Ferne gesehen, an den unserer Eiche erinnert, spannen die fröhlich schaffenden Freunde eine große Wagenplane aus zum Schutz gegen Sonne und Wind. Darunter werden Bänke, Tische und Stühle gesetzt und — das erste Farmhaus ist fertig! — Rings um den Raum werden Kisten, Koffer und Proviantfäcke aufgestaut, um ihn etwas abzugrenzen und vor allen Dingen ihn vor den diebischen Gelüsten der Eingeborenen stets unter Augen zu haben. Nebenan unter dem Schatten der Bäume werden die Betten aufgeschlagen oder das Lager wird mit Fellen, Bettsack oder Decken auf der Erde bereitet. Hobelbank und Werkzeugkisten finden dabei ihren besten Platz. Etwas abseits wird die Küche, d. h. die Kochstelle errichtet, möglichst so, daß sie bei der herrschenden Windrichtung unter dem Winde liegt.

Noch weiterhin, sorgfältig von der Wasserstelle entfernt — um Verunreinigung zu vermeiden — werden die Viehkraale zum Unterstand des Viehes eingerichtet, einerseits, um es vor Raubzeug zu schützen und andererseits das Weglaufen zu verhindern. Mächtige Dornbüsche werden dicht im Kreis aneinander gelegt. Auch zum Tür- oder Torverschluß dieser Kraale dient in einfachster Weise ein großer Dornbusch, der die Lücke schließt.

Die nächste Sorge ist, den Eingeborenen die gewohnte Unterkunft in den sogenannten Pontoks zu schaffen. Denn diese leiden sehr unter der nächtlichen Kühle des südwestafrikanischen Winters,

der zeitweise Kältegrade bis zu 10, 12° C aufweist, sodaß sich des Morgens im offenen Wassereimer eine dicke Eisschicht zeigt. Der Bau dieses Pontoks ist Sache der Weiber, indeß die Männer bei der Herrichtung der Wasserstelle oder des Brunnens angestellt werden. Im Hereroland findet man als Wasserstelle in der Regel die sogenannten Kalkpfannen, die in geringer Tiefe oft eine ganze Reihe Wasserlöcher umschließen. Diese sind zunächst von Schlamm zu reinigen und einige Male leer zu schöpfen, bis das Wasser klar wird. Am besten aber tut diese Arbeit natürlich eine der im Lande üblichen vortrefflichen Diaphragma- oder ähnlicher Handpumpen. Mit deren Hilfe wird dann das Wasser in die gleichzeitig aus Wellblech und Langholz hergestellten Tranktröge für das Vieh gepumpt.

Nun erst, nach all diesen Vorbereitungen, kann der junge Farmer daran gehen, sich seine Farmanlage oder seine „Werst“ einzurichten. Möglichst auf keiner kleinen Höhe, nicht allzu nahe dem Wasser, wegen der damit verbundenen Nachtkühle, wird der Platz abgesteckt. Je weiträumiger, umso besser. In die Mitte kommt das mehr oder minder einfache Farmhaus. Oft besteht es nur aus ein oder zwei Räumen, ziemlich roh aus Lehm oder Kalksteinen errichtet oder gar in der Form großer Pontoks, nach Eingeborenenart gebaut, die dann durch eine einfache Veranda verbunden und so einigermaßen dem europäischen oder dem deutschen Anspruch angepaßt werden. Auf der einen Seite dann die Viehkraale, die jetzt schon besser und sorgfältiger, wenn möglich durch geschichtete Steine und durch Drahtzäune, namentlich nach der Außenseite des werdenden Gehöftes hin, hergestellt werden: ein Kraal für das Großvieh, einer für die Kälber, einer für die Schafe und eine möglichst sichere und dichte Einfriedigung für das Hühnervolk. Auf der anderen Seite, in nicht zu großer Nähe der Wohnung des Farmers, erheben sich dann die runden Hütten der Eingeborenen, die sogenannte Werst der Leute, die sich dann selbst noch für ihr eigenes Kleinvieh im Rücken der Hütten einen kleinen Viehkraal bauen. Ein Provianthaus und vielleicht gar auch eine Hütte als Werkstättenraum vervollständigen die ganze Farmanlage. Und das ganze wird durch einen Dornkraal oder gar durch einen Drahtzaun, an wichtigeren Stellen verstärkt durch Wellblech oder eine Steinmauer, umfriedigt.

Wes Geistes Kind der neue Farmer ist, das zeigt sich vor allen Dingen an der ganzen Unordnung seiner Anlage, sowie an dem größeren oder geringeren Maße peinlicher Sauberkeit, die auf seinem Gebiete herrscht. Auch hier gibt's, wie in Wizenhausen, Sonnabends den Aufräumungsdienst, d. h. die ganze Werst wird sauber geharkt und aufgeräumt.

Die folgenden Wochen bringen darauf wieder eine neue Aufgabe. Nun wird die ganze Werst zur Möbelfabrik. Aus Kisten und Kästen werden Tische, Kleiderhaken, Waschtisch, Wäscheschrank, Küchenschrank usw. geschreinert. Daneben tritt die Sattlerei in ihr Recht. Das Tredzeug der Ochsen, das Sattelzeug der Pferde ist

auszubessern. Neue Ochsenriemen sind zu drehen aus kräftigen Streifen der Häute des Schlachtviehes. Die Ochsenpeitsche, auch aus Riemen zusammengenäht, wird erneuert, neue Hemmflöze werden angefertigt. Denn bei den fürchterlichen Wegen über Stock und Stein, durch tiefe, felsige Kinnale mit steilen Abstürzen, ist gerade der Verbrauch dieser Teile der kräftigen Ochsenwagen ganz besonders stark. Dann wieder sind neue Jochscheite auszuhauen, diese wichtigen Stücke der einfachen, aber für afrikanische Verhältnisse praktischen Formen des Anspannens. Freilich wird durch die an einer langen Kette befestigten Jochscheite die Zugkraft der Tiere keineswegs günstig ausgenutzt; aber eine bessere Form, die, den unfertigen Verhältnissen drüben gemäß, dem Anspruch an möglichste Einfachheit und leichte Ersetzbarkeit genügt, ist bisher noch nicht gefunden worden.

Die Folgezeit bringt schon die Ausführung wichtiger feinerer Arbeit. Das Wasserloch wird sorgfältig zu einem gemauerten Brunnen umgewandelt und mit einer kräftigen Steinmauer umgeben, damit es in der Regenzeit nicht wieder verschlämmt werden kann. Wo aber solche natürlichen Wasserstellen mit reichlicher Wassermenge fehlen, da gilt es jetzt vor allem, einen Brunnen zu bohren. Sei es, daß der Farmer, mit einigermaßen geologischem Blick geschult, die geeignete Stelle dazu ausfindig macht, sei es, daß er, mit genügender Landeskunde oder gestützt auf den erfahrenen Rat eines Eingeborenen, am Pflanzenwuchs und sonstigen Anzeichen die beste Stelle ausfindig macht, oder auch daß er zu dem beliebten Mittel der Wünschelrute greift. Die Brunnenarbeit, zumal da, wo noch nicht die Hilfe der von der Kolonialverwaltung eingerichteten Bohrkolonnen nutzbar gemacht werden kann, ist die schwerste bei der ganzen Farmeinrichtung. Das Ausheben des Bodens, das Sprengen der Felsen oder „Klippen“, wie man drüben sagt, das Absteifen des immer tiefer sich einsenkenden Brunnenloches, das alles erfordert Mühe, Vorbedacht und Umsicht. Wohl dem, der in 2, 3, 4 oder auch nur 5 Meter Tiefe das ersehnte Maß in ausreichender Menge findet. Manchen aber — und dann geht es nicht ohne Hilfe einer Bohrmaschine — muß bis zu 10, 20 und 30 Meter bohren lassen.

Ist so für das Wasser, dies Lebenselement, gesorgt, dann kann man daran gehen, den Garten einzurichten. Nahe, übersichtlich und unmittelbar angrenzend an die Hofanlage, wird ein möglichst ebenes, in Rücksicht auf die nötige Bewässerung etwas schräg gelegenes Stück Land gerodet, von den Steinen und Klippen gesäubert, rigolt, eingefriedigt und in Beete eingeteilt. Salat und Zwiebeln, Möhren und Erbsen, Kohl, Kartoffeln, Mais, Melonen, Kürbis und Gurken werden angepflanzt, wenn möglich, auch Erdbeerpflanzen eingesetzt und Fruchtbäume (Apfelsinen, Zitronen, Pfirsiche) gezogen. Wer Nebstecklinge bekommen kann aus Klein-Windhuk oder Kapland, der macht auch den erfahrungsmäßig sehr lohnenden Versuch mit der Anpflanzung von Wein. — Ein Stück Land wird mit Tabak und ein anderes, möglichst großes, mit

Zuzerne bestellt. Darauf wird die ganze Anlage mit Bewässerungsrinnen versehen, damit in der trockenen Zeit den Pflanzen mit Hilfe der Pumpen die nötige Feuchtigkeit zugeführt werden kann.

So ist denn im großen und ganzen die Farm fertig eingerichtet, und der Besitzer kann daran denken, sich den einzelnen, besonders wichtigen Aufgaben seines Wirtschaftsbetriebes zuzuwenden. Mit Sehnsucht erwartet er die anbrechende Regenzeit, die er — nun einigermaßen unter festem Dach und Fach — mit Vertrauen auf das notdürftigste Behagen im eigenen Heim entgegensehen kann. Von dem Verlauf und der Ergiebigkeit dieser Regenzeit hängt ja der ganze Erfolg seiner Wirtschaftsarbeit in den nächsten Zeiten, ja unter Umständen für die ganze Dauer ab. Denn nun muß sich zeigen, ob seine Auswahl des Farmgeländes gut war, und wie reich an nahrhaften Weidegräsern, wie ausgedehnt die für Groß- und Kleinvieh geeignete fette Weide nach reichlichem oder genügendem Regenfall ist. Dazu gibt gerade diese Zeit am besten die Möglichkeit, auch noch andere geeignete Stellen zur Anlage von Wasserstellen in dem mehrere 100 Hektar großem Gebiete zu finden und für die Zukunft die Viehposten ins Auge zu fassen.

Abendlich, wenn im fernen Osten dunkle Wolken heraufziehen und es von fernher wetterleuchtet, dann schaut der Farmer, vor der Tür seines Hauses oder auf der Veranda sitzend, hinaus mit gespannter Erwartung und stiller Hoffnung auf den kommenden Regen. Das Maß des Segens ist in den einzelnen Jahren in den subtropischen Gebieten sehr wechselnd; damit muß sich der Farmer in Südwest von vornherein verständnisvoll abfinden. Danach muß er seine ganze Wirtschaftsweise und seine wirtschaftlichen Berechnungen einrichten. Davon hängt die notwendige Größe des Farmlandes ab, um mit einiger Aussicht auf Erfolg Viehzucht im großen betreiben zu können. Dadurch wird aber auch vor allen Dingen die Wirtschaftsweise des Ackerbaues bedingt, die in den letzten Jahren gerade in Südwest erfreulicherweise mehr und mehr in Aufnahme kommt und wofür das Verständnis umsichtiger Farmer in steigendem Maße wächst, nämlich die sogenannte „Trockenfarmerei“. Das ist eine Wirtschaftsform des Landbaues, wie sie schon seit Jahrtausenden in allen regenarmen Kulturländern der Subtropen, zumal auch des Mittelmeergebietes, bekannt war und noch geübt wird. In letzter Zeit aber gewinnt sie gerade für die Landwirtschaft der trockenen Subtropengebiete, wie Südwest, hohe Bedeutung als das sogenannte „Campbell'sche System“, mit dem Schein neuer amerikanischer Weisheit, auf Grund erfolgreicher Erfahrung mit dieser Trockenfarmerei in den kontinentalen Gebieten Nordamerikas. Denn es handelt sich bei dieser Wirtschaftsweise im letzten Grunde um das eine: durch sorgfältige, den klimatischen wie Bodenverhältnissen angepasste Bodenbearbeitung sucht man das Maß der Bodenfeuchtigkeit, wie sie durch die immerhin geringen Niederschlagsmengen dieser Gebiete erzeugt wird, dem Boden möglichst lange zu erhalten, zur Erzeugung wertvoller Fruchtarten, wie namentlich des Maises. Da-

mit wird dem intelligenten Farmer drüben eine neue Aufgabe gestellt, nämlich neben umsichtiger Viehwirtschaft auch den Ackerbau nach Möglichkeit auf seiner Farm zu pflegen. Zu seinem „Garten“, d. h. dem bewässerbaren Feld, benützt der Farmer die trockene Talsohle der sogenannten Riviere, d. h. der in das Gelände eingeschnitzen und nur in der Regenzeit und dann oft lediglich für Stunden wasserführenden Flußläufe, falls er sich nicht, wie bereits hervorgehoben, in der Nähe der Kalkpfanne und des dort errichteten Pumpwerkes einen Garten anlegen konnte. Besonders günstig aber ist für die Versuche der Trockenfarmerei, namentlich in den mittleren Teilen des Landes, das Gelände der sogenannten Omuramben. Das sind weite, flache Talmulden, alte Flußläufe, die selbst in der Regenzeit selten Wasser führen, in denen aber die Grundwasserverhältnisse günstig liegen; ihr meist tiefgründiger Schwemmlandboden bietet dem Farmer zum Ackerbau leicht mit dem Pflug zu bearbeitende anbaufähige Ländereien.

Freilich die Hauptsache bei der Farmarbeit ist vor allem in den südlicheren und mittleren Teilen des Landes, aber auch im nördlichen Gebiete, zunächst noch auf absehbare Zeit das Vieh. Dies ist die Quelle unererschöpflicher Freuden für den Farmer, die ihm eine Entschädigung bietet für manchen unvermeidlichen kleinen und großen Mergel, ja für gar viele ernste Sorgen. Denn wenn das Vieh gedeihen soll, fordert es lebhaftes Interesse und Verständnis für seine Lebensbedingungen und seine Gesundheit und namentlich einen offenen, schnellen Blick für alle ihm drohenden Schäden. Groß ist namentlich die Spannung des Besitzers und die all seiner Leute, wenn es sich um den Nachwuchs und die Nachzucht handelt. In eingehendem Gespräch und im Hin- und Herdebattieren verhandelt der Farmer mit seinen Gehilfen oder Nachbarn über die möglichen Vorzüge oder Nachteile dieses Kalbes oder jenes Lammes, dieses jungen Stieres oder jener säugenden Kuh. Von besonderer Wichtigkeit ist gerade bei der Pflege des Viehes die Hilfe der Eingeborenen. Wer es versteht, gute Leute an sich zu ziehen und bei sich zu halten, der hat damit von vornherein einen großen Vorteil. Ernst und bestimmt muß der Farmer seinen Leuten gegenüber sein, ohne dabei Unmögliches von ihnen zu verlangen, dann hat er auch selten oder nie über Leutemangel zu klagen. Manch einen habe ich drüben kennen gelernt, der jahraus, jahrein Zulauf hatte, obwohl ja an sich seit dem Kriege die Zahl der arbeitsfähigen Leute in einer für die Entwicklung des Landes außerordentlich ungünstigen Weise stark zusammengeschmolzen ist. Der Ruf eines solchen „guten Baas“, der die Leute richtig zu behandeln versteht, so daß sie ihm nicht auf der Nase herumtanzen, noch daß er sie mit Zorn oder Rohheit regiert, verbreitet sich schnell unter den Eingeborenen. Und dann erfreut sich solch ein Farmer auch leicht eines guten Kochs, eines achtsamen Dieners, der darauf bedacht ist, seinem Herrn möglichst alles an den Augen abzusehen, — und nicht zum wenigsten auch einiger guten Hirten, deren Sorge um das Groß- und Klein-

vieh so gewissenhaft ist, als gälte es, ihr eigenes Besitztum zu schützen und zu erhalten. Doppelt furchtbar freilich ist die Plage für den einsamen Farmer, zumal falls er noch nicht verheiratet ist, wenn er ungeschickte, widerwillige, diebische und lügnerische „Jungen“ hat. Die können ihm das tägliche Leben zur Hölle machen und — bei schlechter Versorgung von Küche und Haus, sowie bei geringer Achtsamkeit auf das Vieh — seine Lebenshaltung schnell herabdrücken. Gerät aber dann ein solcher Farmer gar in die Hände eines eingeborenen Weibes, von dem er sich bessere Kochkunst und häusliches Behagen versprach, dann ist er schnell der Verlasserung verfallen und bildet das abschreckende Beispiel eines gesunkenen Halbkulturmenschen, von dem sich seine Landsleute teils mit stillem Bedauern, teils mit ernster Verachtung möglichst zurückhalten.

Scheinbar übermäßig einförmig, ja eintönig verläuft des Farmers Leben. Früh morgens um 6 Uhr beginnt der Tageslauf. Wenn das Vieh, aus den Kraalen getrieben, hin zur Tränkstelle zieht, dann mustert der Herr seine stattliche Herde und freut sich an jedem Stück oder achtet mit sorgendem Blick auf dieses oder jenes Tier, das zu kränkeln scheint oder an einer Wunde oder sonstigem Schaden leidet. Darauf geht's nach kurzem Imbiß — bestehend aus Kaffee, Tee oder Kakao, Brot und Eiern — an die Arbeit im Garten oder in der Werkstätte. Und dann wieder hinaus zu Pferd, um die Viehposten draußen, die Herden mit den Hirten zu besichtigen. Und kommt der Mittag heran, so muß schnell gefortget werden für das einfache Mahl. Wohl dem, der aus seinem Garten schon allerlei Gemüse, Salat und Kartoffeln zur Zufost gewinnt. Wo das Fleisch fehlt, sind Eier, Milch, Reis, Erbsen, Makkaroni mit Backpflaumen, Mehlklöße mit Dörräpfeln beliebte Gerichte. Oft bietet auch die Jagd der Tafel einen leckeren Wildbraten. Sind Gäste da, so wird vielleicht eine Konservenbüchse geöffnet mit irgendeinem Gemüse, das freilich meist, mag es nun sein, was es will, von sehr wenig unterschiedlichem Geschmack ist. Vornehmlich beliebt sind Büchsen mit eingemachten Früchten, zumal die wenig gekünstelten kalifornischen.

Sinkt endlich abends die Sonne in purpurner Blut nieder, dann kommt die schönste und stille Stunde des Tages. Das Vieh zieht zur Tränke, sorgsam wird es in die Kraale getrieben. Das Abendessen, bestehend aus Dickmilch, gekochten Eiern, Brot, Butter, Kakao, Kaffee oder Tee, ist beendet. Nun sitzt man bei einem Buch oder den Zeitschriften, die in Wort und Bild Kunde aus der Heimat bringen, oder das in diesen kulturentrückten Gegenden doppelt geschätzte, fast unvermeidliche Grammophon läßt heimatische Niederklänge hören. Wohl dem, der sich, wenn auch nur in bescheidenem Maße, mit dem Klang der Geige oder Zither gemütvolle Stimmung bereiten kann! Wenn Gäste anwesend sind, singt man auch deutsche Volkslieder in fröhlicher Laune oder schleichender Heimwehstimmung. Die Unterhaltung dreht sich um Vergangenheit und Zukunft; man erzählt sich oft Freud und Leid gemeinsamer Erfahrungen aus der

Wikenhäuser Zeit, gedenkt der alten Freundschaften, die man damals fürs Leben geschlossen hat, wie sehr auch später die Wege dieser Freunde auseinandergingen und sie zerstreut sind weit über das ganze Erdenrund. Der beste Freund vielleicht, mit dem man in früher Jugendhoffnung zusammen hier in Südwest zu arbeiten geplant hat, der sitzt nun fern in Samoa oder Kiautschou, vielleicht gar in Mexiko oder Argentinien. Eine besondere Freude ist es, wenn ein junger Kamerad als Besucher von Wikenhausen kommt, dann gibt es des Fragens und Erzählens und Zurückerinnerns kein Ende. Doch je höher der Abend steigt, desto mehr schweigt man sich oft gegenseitig aus, saugt nur die köstliche Abendluft ein, schaut nach dem farbenprächtigen Leuchten der Bergeszüge am Horizont, die namentlich bei und unmittelbar nach Sonnenuntergang in den sattesten Farben von rot, violett und gelb erstrahlen, oder der herrliche Sternenhimmel beim Silberglanz des Mondes zieht das Auge an und hebt zugleich die Seele empor in ernstesten Gedanken. Wer aber, wie ich im vorigen Jahr, das wunderbar leuchtende, über die Kälste des Himmelsgewölbes sich erstreckende Bild des Halley'schen Kometen geschaut, zu dessen Rechten der Mond und daneben die strahlende Venus sich zeigte, der hat von diesen afrikanischen Nächten, auch ohne das südliche Kreuz, dessen eigenartige Schönheit erst bei längerer Betrachtung dem Auge sich einprägt, einen unvergeßlichen Eindruck.

Daß in solchem Leben und Streben nicht nur dem stimmungsvoll empfindenden Menschen, sondern auch dem praktisch gestimmten, wirtschaftlich denkenden, der Gedanke sich aufdrängt, hier an der Stätte seiner neuen Arbeit und Kulturwirksamkeit sich ein eigenes Heim zu gründen, darin des Vaterhauses Art und das mütterliche Walten der Heimat ein Abbild böten, das ist nur zu natürlich und ist ein Segen. Und darum regt sich in dem wackeren, mannhafte jungen Farmer immer wieder der Wunsch: Nun mußt Du Dir bald eine Hausfrau in Dein Reich holen. Und so ziehen denn die Gedanken hinaus, ferne über das Weltmeer nach der nordischen Heimat, dessen neue Pflanzstätte die deutsche Farm in Südwest bildet.

Fast über hundert sind es, die auf dem Wege über Wikenhausen, sei es in längerer oder kürzerer Ausbildungszeit, dort sich ihr neues Arbeitsfeld gesucht haben.

Als im Jahre 1907 auf Grund einer Besichtigungsreise eines hochstehenden Gouvernementsbeamten die Windhuker Nachrichten einen glänzenden Bericht über die Arbeit von Kolonialschülern im Herzen des Hererolandes brachten, erregte das starke Mißstimmung bei etlichen, die vermeinten, das Lob sei zugunsten der Kolonialschüler zu reichlich ausgefallen, wenn es da hieß:

„In gerader nördlicher Richtung führt uns der Weg durch herrliche Weidegründe. Allenthalben, auf und neben dem Wege stehen Wasserlachen, ein Zeichen, daß die Niederschläge nicht so schnell abzufließen vermögen, sondern größtenteils zurückgehalten und vom Erdboden aufgesogen werden. Wir passieren Okamitta und

gelangen nach einen Ritt von 47 Kilometern nach Djiamangombe. Hier haben wir vor uns eine Ansiedlung, die aussieht und uns anheimelt wie ein reicher deutscher Bauernhof. Schon von ferne war sie angekündigt durch das Wehen der deutschen Fahne. In einem großen, wohlumzäunten Biereck liegen wie bei jenem die Wirtschaftsgebäude: Vorrathshäuser, Ställe, darunter Pferde- und Schweinefall usw. Inmitten des Hofes, der aufs sauberste gehalten und wo kein Unkraut geduldet wird, steht das Wohnhaus, groß und schön gebaut, mit schattiger Veranda in der Mitte der Front, zu der eine schöne Allee von Maulbeerbäumen führt. Eine Diaphragmapumpe sorgt für das Wasser für Haus- und Viehwirtschaft. Eine außerhalb des Gehöftes stehende Baggerpumpe bewässert das bepflanzte Land, insbesondere den schönen Gemüsegarten.

„Seit wann besteht diese Ansiedlung?“ ist die erste Frage, die sich uns beim Anblick dieser Musterheimstätte aufdrängt. Noch im Mai vorigen Jahres stand hier ein einfaches Haus, das einem Händler gehörte. Bald darauf kaufte ein ehemaliger Schüler der Kolonialschule Wikenhausen, Herr H., das Haus und den Platz, und alles, was wir hier sehen, ist seit dieser Zeit entstanden. Das alte Haus ist zum stattlichen Wohnhaus ausgebaut worden. Daß Herr H. in Wikenhausen nicht nur schöne Theorien, sondern auch eine sehr gediegene Praxis sich angeeignet hat, so daß er als Neuling in Südwest es mit manchem alten Afrikaner aufnehmen kann, das zeigt uns ein Rundgang auf der Farm, unter Führung ihres Besitzers. Herr H. hat etwa 50 prächtige Rinder und 200 Stück Kleinvieh. Ursprünglich waren es 1000 Stück, doch hatte der Besitzer noch an andere ehemalige Kolonialschüler, die sich in der dortigen Gegend niedergelassen haben, Vieh abgegeben. An schwarzen Arbeitern hat Herr H. genug. Trotz des Arbeitermangels war es ihm gelungen, genügend Leute zu erhalten. Viele liefen ihm aus dem Felde zu, und da er sie richtig zu behandeln versteht, so bleiben sie gern bei ihm. Herr H. ist mit seinen bisherigen Erfolgen sehr zufrieden und sieht der Zukunft mit besten Hoffnungen entgegen.

Mit Herrn H. waren noch vier seiner Wikenhausener Studienfreunde nach dem Hererolande gezogen, und alle hatten anfangs bei ihm gewohnt auf seiner Farm Djiamangombe. (Dieses Namens- ungetüm gedenkt Herr H. durch einen guten deutschen Namen zu ersetzen, vielleicht bei Gelegenheit der Einführung der künftigen Herrin in sein Heim.) Es waren dies die Herren L., W., v. F. und U. Die letzteren drei Herren sind erst vor kurzer Zeit von Djiamangombe nach ihren eigenen Ansiedlungen gezogen, und zwar Herr W. 11 Kilometer nördlich nach Olatjongeama und Herr v. F. zusammen mit Herrn U. 28 Kilometer nördlich nach Olanaja. Da diese Herren soeben erst mit den Vorarbeiten ihrer Farmen begonnen haben, so ist hierüber heute noch nicht viel zu berichten. Wir hoffen aber, in einigen Monaten den Herren einen Besuch abzustatten und über ihre Leistungen berichten zu können. Dagegen hat Herr L. schon seit drei bis vier Monaten seinen Platz Ombujokahese, acht

Kilometer südlich vom G.'schen Besitztum, bezogen. Ihm gilt unser nächster Besuch.

Der Weg führt durch die gleiche Landschaft wie vorher: prächtiges Weideland mit dichten Baumbeständen, wie man es in Südafrika nirgends kennt. Darunter der Kameldornbaum (Giraffen-Akazie), der König der südwestafrikanischen Bäume, der mit seinem mächtigen, knorrigen Gefüge des Stammes und der Aeste mit unserer deutschen Eiche wetteifert, an Härte des Holzes sie aber bedeutend übertrifft; einer der majestätischsten Bäume unserer Erde. Da



Yamsknollen, Ananas und Bananen in Kamerun.

— was ist das? Ein Schneefeld? Vor uns liegt ein ebenes Stück Land, etwa einen Quadratkilometer groß, schneeweiß und die Augen blendend im Widerschein des Sonnenlichtes; und gegen dieses blendende Weiß heben sich die zerstreut in dem scheinbaren Schneefeld stehenden Kameldornbäume, ihre Stämme und schirmartigen Kronen, mit merkwürdiger Schärfe ab. Wir reiten näher und finden nun des Rätsels Lösung. Jener Schnee ist ein Lilienfeld, jene tulpenartigen, unserer Herbstzeitlose ähnlichen großen Lilien, wie sie um diese Jahreszeit z. B. auch im Klein-Windhuler Tale in dichten Flächen blühen. Von derartiger Dichtigkeit, wie hier haben wir diese Weihnachtsblume noch nicht gefunden. Fast scheuen wir uns, durch die Hufe unserer Pferde diese Pracht zu beschädigen.

Ein eigentümliches Geräusch entsteht, wenn die Pferde durch das dichte Blütenmeer hindurchstreifen. Eine neue Ueberraschung gewähren uns die großen Heuschreckenvögel, wahre Riesenkerle, die in Gruppen von etwa zehn bis zwölf Stück auf den wagerechten Kameeldornästen sitzen und bei unserer Annäherung, ihre mächtigen Schwingen ausbreitend, sich erheben. Hunderte dieser Vögel fliegen über uns dahin.

Bald liegt Ombujomahete mit Herrn L.'s Gehöft vor uns: in einem Vierteljahr ist alles aus einem Nichts entstanden. Das Wohnhaus mit vier Stuben war gerade fertig geworden und Herr L. hielt eben seinen Einzug aus dem bisher von ihm bewohnten Zelt. Das Haus macht den Eindruck, als habe ein gelernter Maurermeister es gebaut, und doch hat Herr L. es eigenhändig ohne andere Hilfe als die seiner ungeübten Schwarzen als Handlanger, fertig gebracht. Ja, mehr noch als das! Auch das gesamte Zimmermanns- und Tischlerwerk, sämtliche Schlosserarbeiten, das Legen des Zementbodens — die Mischung des Bodens nach eigenem Rezept — kurz, alles was zur Vollen dung eines Wohnhauses gehört, ist alleiniges Werk des Herrn L. Alle Achtung vor der Ausbildung auf der Kolonialschule zu Wizenhausen, die ihre Schüler zu so praktischen, selbständigen Kolonisten erzieht! Außer dem Hause hat Herr L. einen Brunnen mit Diaphragmapumpe angelegt. Etwa drei Morgen sind mit Kartoffeln und Gemüse bepflanzt, und mitten in einem großen Maisfelde steht eine anmutige Laube, in der Herr L. bei unserer Ankunft eben sein Frühstück einzunehmen im Begriff war. 20 Stück Kühe und 200 Stück Kleinvieh besitzt Herr L. Schwierigkeit bereitet dem so tüchtigen Manne die Arbeiterfrage; es ist ihm bisher nicht gelungen, eine genügende Anzahl zu erhalten, obwohl Herr L., ebenso wie die anderen Wizenhäuser Herrn, trotz ihres kurzen Hierseins sich auf die richtige Behandlung der Eingeborenen gut versteht. Man könnte glauben, daß diese wichtigste aller Bedingungen in Wizenhausen ebenfalls gelehrt wird.“ —

Es würde unfraglich das Gesamtbild vom Streben und Wirken dieser jungen Farmer nicht vollständig sein, wenn wir im Anschluß hieran nicht auch anführten, wie tüchtige ältere Kolonialschüler über die in Wizenhausen gewonnene Grundlage ihrer Berufsarbeit urteilen. So schrieb auf Grund seiner eigenen Erfahrungen kürzlich ein jetzt wohlbestallter, erfolgreich arbeitender Farmer in einer kolonialen Zeitung unter dem Stichwort „Der Nutzen Wizenhausens für unsere Kolonien“: „... Noch jeder, der in Wizenhausen gewesen ist, ist dort, vorausgesetzt, daß er mit den nötigen Vorkenntnissen ausgerüstet hinkam, und vor allem mit dem festen Willen, zu arbeiten, im reichsten Maße auf seine Kosten gekommen. Gerade die vielseitige praktische Ausbildung in der Landwirtschaft, Gärtnerei und den Handwerken dort, ganz abgesehen von dem wissenschaftlichen Unterricht, ist noch für jeden, der nach Südwest gekommen ist, von dem allergrößtem Nutzen gewesen. Den Wert aber kann nur der richtig ermessen, der persönlich seine Er-

fahrungen bei dem Aufbau seiner Farm gemacht hat. Als Volontär auf einer Farm findet der Betreffende oft genug nicht Gelegenheit, an allen Arbeiten so teilzunehmen, wie es nötig wäre, um in all diesen Arbeiten sattelfest zu werden. Besonders auf einer schon eingerichteten Farm dürfte sich wenig Gelegenheit bieten, beispielsweise die erforderlichen Handwerke soweit zu erlernen, daß einer vollkommen selbständig an den Aufbau seiner eigenen Farm herantreten könnte; er würde, wenn seine Anlagen dauernden Wert behalten sollen, stets auf einige Handwerker angewiesen sein. Wenn ein junger Mann aber diese Kenntnisse und Fertigkeiten bereits aus der Heimat mitbringt, so kann das für ihn nur von ganz besonderem Werte sein.

Was nun den theoretischen Unterricht in Witzhausen betrifft, der notwendiger Weise mit der praktischen Ausbildung (in Viehzucht, Pflanzenbau usw.) Hand in Hand gehen muß, so möge die Frage aufgeworfen sein: Warum schickt denn der Landwirt zu Hause seinen Sohn nach den praktischen Lehrjahren für gewöhnlich noch auf eine Hochschule?! — Doch wohl kaum des guten Tones und der „netten Zeit“ halber, die sein Sohn dort verleben möchte! Vielmehr: jeder deutsche Landwirt zu Hause weiß, daß die angebahnten Fortschritte in der Landwirtschaft, sowohl Viehzucht wie Pflanzenbau, auf rein wissenschaftlicher Erkenntnis beruhen; diese Erkenntnis, sinngemäß und rationell auf die Praxis angewendet, hat die enorme Entwicklung der gesamten Landwirtschaft gezeitigt. Wenn für Südwest eine theoretische Fachbildung, gründlich und vielseitig, für den Farmer für ziemlich überflüssig gehalten wird, so wird damit auch die Entwicklungsmöglichkeit unserer hiesigen Farmwirtschaft verneint, die noch in den allerersten Anfängen steht. Es wird zugegeben werden müssen, daß stets die Anregungen zu Neuerungen und sonstigen Fortschritten von den gebildeten und mit gediegenen Kenntnissen ausgerüsteten alten Farmern ausgegangen sind, mögen diese nun ihr Wissen von einer Hochschule mitgebracht oder sich durch Selbststudium erworben haben. Es sollte daher jeder junge deutsche Landwirt, der mit guten theoretischen und praktischen Kenntnissen herauskommt, hier dankbar begrüßt werden, ganz gleich, wo er sich sein Wissen angeeignet hat.“

Die Kolonialschule selbst hat noch nie behauptet, der allein seligmachende Weg für die koloniale Vorbereitung zu sein, ja, sie ist sehr froh, wenn z. B. durch das Kolonialinstitut in Hamburg oder durch die Kolonial-Akademie in Halle auf deren Weise die Ausbildung für den kolonialen Beruf gefördert wird. Mögen andere Anderes und vielleicht auch Besseres leisten, die Deutsche Kolonialschule sucht ihrerseits ihr Bestes zu geben — sie gibt, was sie kann, auf Grund nun schon zwölfjähriger Erfahrung — um damit nach Möglichkeit der Förderung Deutschlands über See zu dienen.